



Klischee oder Tradition? Farben und Formen der Massai-Kunst halten oft genug für Touristenkitsch her – sind aber auch Zeichen der kulturellen Identität.

Mit – statt über – Afrika

Die moderne Forschung über den Kontinent setzt auf Zusammenarbeit und gegenseitigen Austausch statt Exotisierung / Von Michael Saurer

Chemische Reaktionen kann man im Labor nachvollziehen, physikalische Vorgänge berechnen und messen. Es sind Ergebnisse, die überall auf der Welt wiederholbar sind. In der Sozial- und Kulturforschung ist das anders. Die Sichtweise auf eine Region, auf kulturelle Vorgänge und Veränderungen in einer Gesellschaft ist stets eine interpretierende und subjektive, insbesondere wenn der Forscher auf eine Region blickt, die ihm fremd ist und deren Sprache er womöglich nicht perfekt beherrscht.

Das zeigt sich besonders in der Forschung zu Gemeinschaften und kulturellen Prozessen in Afrika. Kein Wunder, denn diese hat ihren Ursprung in der Kolonialzeit und spiegelt die damals herrschenden Hierarchien wider: Hier der Forscher – mit westlichem Bildungshintergrund, finanziellen Ressourcen und damals auch mit politischer Macht ausgestattet – dort der Erforschte, auf den er herabblickt, den er oft für primitiv hält.

Westliche Forscher haben vieles in Afrika exotisiert und somit falsch gedeutet.

Es ist ein Anfangsfehler, von dem sich die Afrikaforschung bis in die heutige Zeit nicht vollständig erholt hat, dem sie aber zunehmend entschiedener begegnen will. Auch an der Uni Freiburg. Anfang Mai wurde dort das Kompetenzzentrum für Transregionale Afrikastudien und gesellschaftlichen Austausch mit Afrika (ACT) eröffnet – wegen der Corona-Pandemie nur virtuell, statt Festredner gab es Grußworte auf Video.

Das ACT ist so ein Versuch, die nach wie vor bestehenden Asymmetrien abzubauen und so ein differenzierteres Bild zu Vorgängen in afrikanischen Gesellschaften zu bekommen. „Das Grundproblem an der Forschung zu Afrika war stets, dass man mit der westlichen Brille auf Afrika geschaut hat“, sagt Andreas Mehler, der Leiter des Freiburger Arnold-Bergstraesser-Instituts und Direktor der Afrikaner selber seien dabei nur selten zu Wort gekommen, ihre Sicht sei kaum aufgenommen worden, sagt Mehler. Sprich: Wenn etwa ein Ethnologe über einen Ritus in einem afrikanischen Dorf schreibt, kommt dabei mitunter ein völlig anderes Ergebnis heraus, als wenn ein afrikanischer Wissenschaftler darüber schreiben würde. Vieles wurde und wird von westlichen Forschern falsch gedeutet, aus dem

Kontext gerissen, exotisiert und sagt somit mehr über die westliche Sicht auf Afrika aus, denn über die tatsächliche Lebenswirklichkeit in den dortigen Gesellschaften.

In Afrika ist man sich dessen bewusst. „Das Wissen über Afrika stammt hauptsächlich von europäischen und amerikanischen Forschern“, betonte Dzodzi Tsikata, Direktorin des Instituts für Afrikastudien an der Universität Ghana, in ihrer Videobotschaft zur Eröffnung des ACT. Das Wissen über den Kontinent würde nicht immer mit den Realitäten auf dem Kontinent im Einklang stehen.

Einrichtungen wie das ACT versuchen dem vorzubeugen, indem sie afrikanische Forscher einbeziehen und ihnen so ermöglichen, Prozesse und Entwicklungen in Afrika selbst zu deuten. Hierzu sollen Gastwissenschaftler nach Freiburg eingeladen werden, um gemeinsam einen Blick auf Prozesse auf dem Kontinent zu werfen – der Blick von innen soll dabei zu anderen Akzenten und Interpretationen führen.

Auch in ethischen Fragen. Als Beispiel führt Mehler die Debatte um sogenannte „Human remains“ an, also menschliche Überreste. Immer noch lagern in vielen Museen, Universitäten und Sammlungen Knochenreste von Afrikanern, die während der Kolonialzeit nach Deutschland gebracht wurden. Auch in der Freiburger Uni. Was nun mit ihnen passieren soll, wäre eine Frage, so Mehler, bei der der afrikanische Blick dringend hinzugezogen werden sollte. „Reziproke Forschung“ nennt sich der neue Ansatz, der immer mehr Einzug hält. Forschung der Gegenseitigkeit, des kulturellen Austausches und vor allem: Forschung auf Augenhöhe, bei der afrikanische Wissenschaftler den westlichen gleichgestellt sind.

Auch andere Zentren der Afrikaforschung gehen diesen Weg, etwa in Bayreuth, dem größten Standort der Afrikastudien in Deutschland. Dem 1990 gegründeten Institut für Afrika-Studien gehören mittlerweile zwölf Fächergruppen aus sechs Fakultäten an. Nicht nur im Bereich der Geistes- und Kulturwissenschaften, auch die Biologie, die Wirtschafts- und Rechtswissenschaft sind dabei. 2018 wurde der Uni Bayreuth sogar ein Exzellenzcluster zur Afrikaforschung bewilligt, das 2019 seine Arbeit aufnahm.

„Africa Multiple“ heißt der fächerübergreifende Verbund, in den neben der Uni Bayreuth auch vier afrikanische Partneruniversitäten eingebunden werden. 37 Millionen Euro werden über einen Zeitraum von sieben Jahren bereitgestellt, um ein vielschichtiges Bild von Afrika und seinen Bewohnern zu ermöglichen.

Auch hier gilt das Prinzip der Reflexivität. „Forschung über Afrika nur mit Afrika“, betont Rüdiger Seesemann, der Sprecher der Clusters. Die kollaborative Forschung gehe somit über bisherige Ansätze hinaus. „Postkoloniale Debatten wer-

Auch in Freiburg ist man in der Neuausrichtung der Afrikaforschung vorangekommen – schon vor Gründung des ACT. 2018 wurde das Maria Sibylla Merian Institute for Advanced Studies in Africa (MIASA) gegründet, ein internationales Forschungskolleg mit starker Freiburger Beteiligung. Es hat seinen Sitz an der Universität Ghana in Accra, wurde aber von ABI-Leiter Andreas Mehler initiiert und wird von fünf Projektpartnern – unter anderem dem Freiburg Institute for Advanced Studies – unterstützt. MIASA vergibt Stipendien an ghanaische Wissenschaftler für Forschungsaufenthalte in Deutschland. Das übergeordnete Thema lautet derzeit

„Sustainable Governance“, nachhaltige Regierungsführung – ein nicht nur im afrikanischen Kontext wichtiges und praxisbezogenes Thema. ABI-Leiter Andreas Mehler ist von der Signalwirkung von MIASA und ACT überzeugt. Es sei allerdings noch ein langer Weg, die über Jahrzehnte verfestigten Ungleichheiten zwischen afrikanischen und westlichen Wissenschaftlern auszugleichen. Aber die ersten Schritte seien gegangen, weitere werden folgen, ist Mehler sicher.

Inwieweit dies gelingt, wird sich zeigen. Dass die Finanzierung sowohl des ACT, wie auch von Africa Multiple und MIASA vorwiegend mit westlichen Mitteln erfolgt, ist zwar angesichts der knappen Ressourcen vieler afrikanischer Universitäten verständlich, wirft aber auch die Frage auf, ob damit nicht eine neuerliche Ungleichheit geschaffen wird.

Die große Unbekannte ist nun, wie die Zusammenarbeit mit afrikanischen Forschern in Zeiten der Pandemie aussehen kann. In Freiburg hat das Coronavirus nicht nur der Eröffnungsfeier des ACT einen Strich durch die Rechnung gemacht, auch die Planungen für die kommenden Monate wurden durcheinandergewirbelt. Dass es in diesem Jahr noch afrikanische Fellows geben wird, wird mit wachsenden Infektionszahlen auf dem Kontinent immer unwahrscheinlicher. Aber vielleicht kann man aus der Not eine Tugend machen. Die Auswirkungen der Corona-Krise in Afrika wären ein interessantes Forschungsfeld, meint Mehler. „Dazu werden wir sicher bald forschen.“



Studenten an der Uni Bayreuth

den vielerorts geführt“, so Seesemann. Aber dass das Ganze derart institutionalisiert werde, dass mit den Geldern auch die Arbeit afrikanischer Wissenschaftler einbezogen werden kann, schaffe eine neue Qualität.

Die 21 derzeit bei Africa Multiple laufenden Projekte, die mit Afrikanern betrieben werden, lassen auf spannende Ergebnisse hoffen. So wird in einem auf vier Jahre angelegten Projekt die Geschichte von Flüchtlingscamps auf dem Kontinent aufgearbeitet. Ein anderes erforscht die Briefe von Kolonialbeamten und analysiert die darin zutage tretende Weltansicht.

FRAGEN SIE NUR!

Gefräßige Waschmaschinen

Wohin verschwinden die Socken in der Waschmaschine?

Zwei Socken hinein, eine hinaus: Die Gefräßigkeit von Waschmaschinen ist bekannt. Und keine Verschwörungstheorie. Würde jemand alle Geschichten dazu sammeln, fiel bald auf, dass Toplader eine deutlich geringere Verlustrate haben als Waschmaschinen, die sich nach vorne hin öffnen lassen.

Darin liegt auch des Rätsels Lösung: Bei den runden Türen liegt zwischen Trommel und Gehäuse eine Gummidichtung mit extra breitem Rand. Während des Waschens kann es passieren, dass sich eine Socke in der Gummilippe verfängt und nach und nach in dem darunter liegenden Schlitz verschwindet. Wie groß dieser ist, hängt vom Hersteller ab. „Seit langer Zeit achten unsere Konstrukteure darauf, dass der Schlitz sehr gering ist und der Trommelrand aufgrund seiner Formgebung so eng an der Dichtung anliegt, dass es quasi ausgeschlossen ist, einen Socken auf diesem Weg zu verlieren“, sagt Ines Mundhenke von Miele. Schafft es eine Socke durch, kann sie durchs Maschineninnere bis zu einem Heizstab wandern – und löst sich dort mit der Zeit auf. **cfr**

Noch Fragen? Fragen Sie nur! Per E-Mail an fragen@badische-zeitung.de

Ein friedlicher Vegetarier

Studie zum Höhlenbären

Nur Pflanzliches oder auch Fisch und Fleisch? Bisherige Untersuchungen hatten darauf hingedeutet, dass der ausgestorbene europäische Höhlenbär alles drei zu sich genommen hatte. Diese Annahme kann nun als widerlegt gelten – er soll rein vegetarisch gelebt haben. Das ist jedenfalls das Ergebnis einer Studie, die Wissenschaftler vom Senckenberg Center for Human Evolution and Palaeoenvironment an der Universität Tübingen mit einem internationalen Team im Nature-Fachjournal *Scientific Reports* veröffentlicht haben, wie die Uni mitteilt.

Höhlenbären (*Ursus spelaeus*) lebten demnach in der bislang letzten Kaltzeit vor etwa 100 000 bis 25 000 Jahren in Europa. Mit bis zu 3,50 Meter Länge und 1,7 Meter Schulterhöhe waren die in Europa weit verbreiteten Tiere deutlich größer als ihre heutigen Verwandten, die Braunbären. „Umso erstaunlicher ist die Erkenntnis, dass sich die Tiere – trotz ihrer Größe und zudem in einer kalten und trockenen Umgebung – nur von Pflanzen ernährten“, erklärt Hervé Bocherens von der Universität Tübingen laut Mitteilung. „Während diese vegetarische Ernährungsweise für die allermeisten Höhlenbären Europas schon belegt ist, gab es bei Fossilfunden aus Rumänien zuletzt rege wissenschaftliche Diskussionen, ob sich die Bären dort auch von Fleisch ernährt haben könnten.“ Um dieses Rätsel zu lösen, haben die Wissenschaftler Fossilien aus drei verschiedenen Fundstätten in Rumänien untersucht. „Wir haben spezielle Aminosäuren im Knochen-Kollagen der Fossilien gemessen und anschließend mit denen von anderen Höhlenbär-Knochen sowie mit typischen Fleisch- und Pflanzenfressern, in unserem Fall ein Löwe und ein Pferd, verglichen“, erklärt der Tübinger Biogeologe die von ihm angewandte neue Methode – mit dem Ergebnis, dass auch in Rumänien Höhlenbären rein pflanzlich lebten. **BZ**